

Martin Leiner / Michael Trowitzsch (Hg.)

Karl Barths Theologie als europäisches Ereignis

Vandenhoeck & Ruprecht



Martin Leiner / Michael Trowitzsch (Hg.)

Karl Barths Theologie als europäisches Ereignis

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-56964-1

© 2008, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG:

Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke.

Printed in Germany.

Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	7
A. Grundlegendes	
Einführung	
<i>Michael Trowitzsch</i>	11
Barth in Übersetzung	
<i>Hans-Anton Drewes</i>	19
B. Länderstudien	
1. Belgien, Frankreich und Französische Schweiz	
Die Rezeption der Hermeneutik Barths in der katholischen Theologie Frankreichs und Belgiens	
<i>Benoît Bourguine</i>	30
Die Barthisme-Bewegung im frankophonen Protestantismus	
<i>Detlev Schneider</i>	48
2. Dänemark	
Barth im Spiegel der dänischen Theologie	
<i>Hans Vium Mikkelsen</i>	54
3. DDR	
Kritik und Versöhnung – Karl Barth und die DDR	
<i>Matthias Gockel und Martin Leiner</i>	79
4. Italien	
Barth und die Hermeneutik	
<i>Carla Danani</i>	120
5. Niederlande	
Zur Barthrezeption in den Niederlanden	
<i>Susanne Hennecke</i>	138
Barth lesen in den Niederlanden	
<i>Gerrit Neven</i>	163
6. Norwegen	
Karl Barths Einfluss auf Norwegen – historisch und zeitgenössisch	
<i>Kjetil Hafstad</i>	172

7. Rumänien

Die Rezeption der Theologie Karl Barths in der
Reformierten Kirche Rumäniens nach 1945

<i>Árpád Ferencz</i>	188
vere Deus, vere homo! <i>Vasile Cristescu</i>	200

8. Tschechien

Karl Barth in Tschechien

<i>Jan Štefan</i>	216
-------------------------	-----

9. Ungarn

Links- und Rechtsbarthianer in der
reformierten Kirche Ungarns

<i>Sándor Fazakas</i>	228
-----------------------------	-----

C. Konstellationen

Karl Barth und Martin Buber

<i>Hans-Christoph Askani</i>	239
------------------------------------	-----

Karl Barth und die Politik

<i>Michael Beintker</i>	260
-------------------------------	-----

Est Deus in Nobis?

<i>Christophe Chalamet</i>	271
----------------------------------	-----

Heiko Miskottes Israel-Theologie als theologisches
Kaleidoskop

<i>Martin Hailer</i>	291
----------------------------	-----

Karl Barth und Søren Kierkegaard

<i>Eberhard Harbsmeier</i>	317
----------------------------------	-----

Karl Barth als Theologe der Neuzeit

<i>Stefan Holtmann</i>	331
------------------------------	-----

Die „A and B“ discussion“ – und darüber hinaus!

<i>Ruth Heß</i>	348
-----------------------	-----

Barth-Rezeption bei lutherischen Theologen in Deutschland

<i>Ernstpeter Maurer</i>	367
--------------------------------	-----

Barth und die Moderne

<i>Anne Marie Reijnen</i>	387
---------------------------------	-----

Barth und die Postmoderne

<i>Philipp Stoellger</i>	397
--------------------------------	-----

Personenregister	433
------------------------	-----

Vorwort

Ausgestrahlt hat das theologische Denken Karl Barths, wie bekannt, *weit-hin*: in den deutschen Sprachraum jahrzehntelang natürlich sehr unmittelbar, aber auch in viele europäische Länder und noch einmal weit über Europa hinaus. Vielfältig, nahezu unüberschaubar die Rezeptionen, die direkten und indirekten Umformungsprozesse, die produktiven Weiterführungen, aber auch die Missverständnisse, Nostrifizierungen und Domestizierungen dieser nicht selten unbändigen Texte. Ausgeschöpft scheinen sie noch lange nicht. Immer noch wächst Barths theologisches Werk. Zumal das Spätwerk, die auf eigene Weise prophetisch orientierte Versöhnungslehre, in ihrer klärenden und scharf kritischen Kraft, ist keineswegs grau von Geschichte geworden und der „Historisierung“ anheimzugeben (gerne fungiert das Stichwort als Zertifikat der eigenen Überlegenheit), sie steht vielmehr zur Wiederentdeckung an.

Muss eine Weitung des Blicks, wie hier versucht, notwendig mit Ungenauigkeit einhergehen? Das Gegenteil – deutlichere Konturierung – kann unter Umständen eintreten. Karl Barths Theologie, (1.) in den Blick genommen nicht nur in unmittelbarer Interpretation, sondern auch im Spiegel ihrer Rezeption in Europa und darüber hinaus, aber auch (2.) ins Auge gefasst in verschiedenen Konstellationen, Gegenüberstellungen und Perspektiven, gewinnt schärfer hervortretende Kenntlichkeit; dieses Buch, so hoffen wir, kann in vielerlei Hinsicht genau diesen Bestimmtheitsgewinn ausweisen.

Ein internationaler *workshop*, von der *European Science Foundation* dankenswerterweise großzügig finanziert, hat vom 25.–27. Mai 2006 dreißig Theologen und Theologinnen aus Europa, den USA und Kanada unter der Überschrift „Karl Barths Theologie als europäisches Ereignis“ in Jena zusammengeführt. Ziel war eine vorläufige Bestandsaufnahme der internationalen, zumal der europäischen Barth-Rezeption sowie eine vertiefte und differenziertere Sicht auf eine Reihe aus diesem Zusammenhang sich ergebender Einzelprobleme. Die dort vorgestellten Beiträge, für den Druck überarbeitet, werden hier dokumentiert. Der Beitrag von Bruce L. McCormack (Princeton), eine Gegenüberstellung von Barth und Schleiermacher, soll in einem gesonderten, eben diesem Thema gewidmeten Band erscheinen. –

Herr Jörg Persch und Herr Christoph Spill vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht haben das Buch zuverlässig verlegerisch betreut. Unser Dank für hilfreiche Mitarbeit gilt Frau Assistentin Juliane Hopf und Herrn Assisten-

ten Dr. Thomas Schlegel sowie den Studenten Tillmann Boelter, David Gippner, Corinna Gehre, Michaela Jurka und Tommy Drexel. Herr PD Dr. Hans-Martin Rieger hat sich in umsichtiger Weise der technischen Vorarbeiten, insbesondere der Sammlung und Bearbeitung der Manuskripte, angenommen und darüber hinaus die Drucklegung betreut. Ihm gilt ein besonderer Dank.

Dem Theologisch-Pädagogischen Zentrum der dänischen Volkskirche in Løgumkloster mit seinem Rektor Prof. Dr. Eberhard Harbsmeier sowie den Kirchenämtern der EKD und der EKM sei herzlich für namhafte Druckkostenzuschüsse gedankt.

Jena, Februar 2008

Martin Leiner und Michael Trowitzsch

A. Grundlegendes

Michael Trowitzsch

Einführung

Eine Übersetzung ins Englische, ins Französische, ins Ungarische ... was macht sie aus Barths Denken? Lassen sich die Differenzen, der andere Klang und die neue Färbung, im einzelnen beschreiben? Welcher Gewinn an interpretativem Reichtum wird erzielt, welche Verluste sind in Kauf zu nehmen, wenn seine Texte in Kontexten anderer Sprachräume und anderer Konfessionen, wenn sie im Gegenüber zu ganz anders orientierten theologischen oder philosophischen Entwürfen zu stehen kommen? Inwiefern erweisen sie sich – eingehend in die verschiedenen länder- und bereichstypischen geistigen und geistlichen Traditionen, in Berührung mit womöglich prägnant ausgebildeter Frömmigkeit, Kirchlichkeit und Theologie und konfrontiert vielleicht mit dramatischen, komplizierten politischen Situationen – als hilfreich zur Orientierung in jedesmal angefochtener Zeit?

Vor allem aber: Was ist es denn, das die Theologie Karl Barths so machtvoll hat wirken lassen? Genannt seien fünf Momente der Eigenart der Theologie Barths, die womöglich zur Erklärung der ungewöhnlichen Strahlkraft dieses Denkens in Frage kommen: Deutlichkeit, Aufgeschlossenheit, Erwartung, Konfrontation, Höhe.

1. Deutlichkeit

Der Leser der Texte Karl Barths weiß, woran er ist. Ungemeine Deutlichkeit ist eines der Merkmale, durch die sich diese Theologie auszeichnet. Denn ganz und gar steht sie im Interesse der Ausrichtung des Evangeliums von Jesus Christus. Dem Evangelium der schon geschehenen Versöhnung mit Gott aber – diesem Wort aus der Fremde, aber dem Wort unbedingt für heute – ist alles an Deutlichkeit gelegen. Darum ist für Barth von Anbeginn allen theologischen Denkens eine unmissverständlich evangelische Blickrichtung zu erzielen und womöglich dauerhaft durchzuhalten: eben dieser doppelte Richtungssinn „aus der Fremde“ und „unbedingt für heute“. Vorausgesetzt wird dabei, dass das Evangelium das vorgängig und wahrhaft Denkwürdige darstellt und darum zuerst und zur Hauptsache des Verstehens wert ist. Theologie aber hat, in österlich und pfingstlich genauer

Zeichnung, einfach in seinem Dienst zu stehen: als in diesem Sinne intensive, getreue *evangelische Theologie*. Die durchgreifend veränderte Situation der Zeit, die in Jesus Christus vollbrachte helle Versöhnung, steht für die Theologie Karl Barths nicht mehr zur Debatte. Die Versöhnung genügt auch, zum Leben und zum Sterben. Ebenso reicht zur verlässlichen Mitteilung des Evangeliums die Bibel aus – dieses Buch aus Grenze und Himmel, aufgrund dessen zeitgenau, kritisch und im Dienst der Versöhnung *gepredigt* werden kann. „So ist es!“, sagen die biblischen Texte mit Bestimmtheit – doch nicht ohne ausdrücklich oder unausdrücklich unendlich verwundert zu fragen und damit eine Leitbahn künftiger Theologie zu legen: „Aber wie kann es überhaupt so sein?“ Nur *inwiefern* es so ist, wie es ist, kann in der christlichen Theologie sinnvollerweise gefragt werden, nicht mehr, *ob* es so ist. Nicht zuletzt scheint die Deutlichkeit der Theologie Barths dem Umstand geschuldet, dass sie sich nicht mehr mit überflüssigen Fragen abgibt.

2. Aufgeschlossenheit

Selbstverständlich erscheint es darum von diesen Voraussetzungen aus, eine strikt an der biblisch bezeugten Versöhnung orientierte Theologie zu entwerfen, also ein Denken „steil“ von oben her – doch um so mehr „steil“ nach oben hin. Der Versuch, dem Denken das Offene zu wahren, ist ihr Kennzeichen. Es weiß sich ja dem Offensichtlichen unmittelbar. Von der Wahrnehmung des Offenkundigsten, nämlich Gottes, kommt sie her, von der Offenbarung. Darauf ruhig zu insistieren, dass sie sich definitiv vorgegeben hat, mag man „steil“ nennen. Der Ausdruck ist nicht so falsch.

Beabsichtigt ist in allen Vollzügen theologischen Denkens also fortwährende Aufgeschlossenheit, ein in Richtung auf Gott so weit wie nur möglich ungesichertes Denken: eine Theologie zur Anwesenheit, zur Geistesgegenwart Jesu Christi hin – eine sich strikt dorthin kehrende, sich genau dafür offenhaltende, darum bittende, sich insofern Schritt um Schritt neu bekehrende, ihr Denken und ihre Lesehaltung nach dieser Maßgabe erneuernde Theologie. *Offenhalten für das Erscheinen Jesu Christi* heißt das Prinzip dieses theologischen Verfahrens, insonderheit der dogmatischen Vorgehensweise mit ihrer spezifischen Ausgangsbedingung.

„Sie besteht“ nämlich „in der immer wieder zu treffenden Vorsorge, dass der Gegenstand selber für sich sprechen kann, dass seine Wirkung auf das menschliche Denken und Reden nicht gestört werde. Sie setzt das Vertrauen voraus, dass ihm das *zukomme*, und zwar in solcher Souveränität zukomme: das Vertrauen, dass es das auch *tun könne* und dass er, was er könne, tatsächlich auch *tun werde*. Sie setzt also voraus die

Wirkung des Gegenstandes selber, zu der ja auch die Erweckung solchen Vertrauens gehört.“ (I/2, 970)

3. Erwartung

Mit einer sich nach Möglichkeit aufschließenden Theologie hat man es bei Barth zu tun: die sich für die Selbstvergegenwärtigung und Gegenwartsvermittlung Jesu Christi, für seine Zeitgenossenschaft, für seine unvergleichlich liebevolle Nähe offenhält, sich dorthin kehrt, sie dringend erwartet, sie aufrichtig und in unterschiedlicher Weise immer wieder erbittet. Es geht bei dem, was Theologie von sich aus vermag, um Achtsamkeit und orientierte, konsequente Aufmerksamkeit. Ziel ist dann, Jesus Christus ungeteilt Recht zu geben, ihm mit allen gedanklichen Mitteln auf kluge und kenntnisreiche und sensible Weise – auf wahrheitsempfindliche, wahrheitsgetreue Weise – nur Recht zu geben. Der Begriff der Theologie gewinnt auf diese Weise Freiheit und Einfachheit. Gefangenzunehmen ist jeder Gedanke unter den Gehorsam Christi (2Kor 10,5), das bedeutet ja: unter den Gehorsam der *Freiheit*.

In diesem Sinne ist Barths Denken offenbar nicht gesonnen, sich unter irgendwelchen Umständen von der Aufgeschlossenheit für das Evangelium abbringen zu lassen, möchte es vielmehr mit seinen Mitteln nun auch seinerseits zusehends deutlicher und ausdrücklicher, farbiger und artikulierter reflektieren. Der zu Recht gerühmte Reichtum dieser Theologie, vielleicht Ausdruck eines ursprünglichen Erschreckens über den unausdenkbaren Gott und seine Herrlichkeit, stellt diesen Versuch der noch jedesmal gefährdeten Beharrung dar, der Erwartung jenes entscheidenden göttlichen Einschreitens. Sein theologisches Verfahren kommt auf das in verschiedenen Zusammenhängen bewährte *Festhalten an dieser Erwartung* hinaus, auf die mit allen gedanklichen Mitteln, auch den Mitteln von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gestaltungskraft geübte „Haltung des Seufzens, des Bittens und Anklopfens“. Auch das Denken will von Christus nicht lassen.

Sehr schön beschreibt Hans Urs von Balthasar die Gesamtbewegung der Theologie Barths als ein „Öffnen ins immer Größere“.¹ Noch jedesmal größer wird im Laufe der Jahre von Gott gedacht, immer mehr vom Aufkommen des Geistes der Wahrheit, der Erscheinungsmacht Christi, für das theologische Denken erwartet. Denn erst sein Eintreffen und Erscheinen

¹ H.U. VON BALTHASAR, Karl Barth. Darstellung und Deutung seiner Theologie, Köln 1976, 39.

und Wirksamwerden „aus der Fremde“ führt in der Theologie jeweils den ausschlaggebenden Nachweis. „Mehr und etwas Besseres“, so bekennt noch der alt gewordene Barth, als die Bitte „*Veni, creator Spiritus!*“ „in Gestalt von rüstiger Arbeit kann auch die beste Theologie nicht sein.“²

4. Konfrontation

Einzuhalten ist der Theologie Barths zufolge aber auch der andere Richtungssinn des Evangeliums: „*unbedingt für heute*“. Die Offenheit dieser Theologie „nach oben“ ermöglicht dann auch ihre Weltoffenheit als Offenheit für die Zeit – einschließlich erheblicher Konfliktbereitschaft. Vom prophetischen Wort Christi spricht Barth: es geht kritisch *geradewegs* auf das Heute. „*Jetzt eben*“ sagt dieses Wort und scheidet mitten in der Gegenwart, und das ohne die geringste Reserve, zwischen Vergangenen und Künftigem [...].“³ Was reaktionär hinter die in Jesus Christus vollbrachte Versöhnung zurückfällt, ist von vornherein das Vergangene: schon vergangen, während es noch währt. Entsprechend ist von der Theologie die Zeit mit ihren Verheißungen und Verzweiflungen unbefangen zunächst wahrzunehmen und dann mit der Maßgabe dieser Scheidung zu beurteilen. Dabei begegnet freilich eine Gefahr:

„Ein unwissendes oder verstocktes Vorbeigehen an den Sorgen und Hoffnungen der jeweiligen Gegenwart ist wirklich nicht das, was von der Theologie um der Kirche willen zu erwarten und zu fordern ist. Aber etwas anderes ist es, für die Anliegen, und, sei es denn, auch für die Dämonie einer bestimmten Zeit, offen zu sein, etwas anderes, sich ihre Anliegen zu eigen zu machen, sich ihrer Dämonie gefangen zu geben. Das letztere ist es, was die Theologie nicht tun darf [...]“⁴

Ungesucht und von selbst kommt diese Unterscheidung „zwischen Vergangenen und Künftigem“ dann auf Konfrontationen mit dem Widrigen hinaus, dem Ideologischen, Götzenhaften, mit den „Mächten und Gewalten“. Provozieren muss man die Konflikte nicht, vielmehr dann nur annehmen und durchhalten. Doch gibt nur die vorgängige feste Position eine Basis ab für jene einschneidende Kritik: die, wenn es sein muss, nach Kräften zur Offensive übergeht und womöglich mit Dingen kommt, die man keinesfalls wissen will.

2 K. BARTH, Einführung in die evangelische Theologie, Zürich ⁶2006 [1962], 67f.

3 BARTH, KD IV/3, 277.

4 BARTH, KD I/2, 319.

5. Höhe

In wunderbarer Beobachtung beschreibt Barth den Sabbat, den siebten Schöpfungstag Gottes, als den „ersten Lebenstag des von ihm geschaffenen Menschen“:

„So beginnt des Menschen Zeit auf Grund des vor seiner Zeit geschehenen Werkes Gottes und nicht im Blick auf ein vor ihm liegendes eigenes Werk. So beginnt des Menschen Zeit an einem Sonntag und nicht an einem Werktag, mit Freiheit und nicht mit einer Verpflichtung, mit einer Feier und nicht mit einer ihm gestellten Aufgabe, mit Freude und nicht mit Mühe und Arbeit, unter dem Evangelium und nicht unter dem Gesetz.“⁵

Ein Berg, von dem man herunterkommt, so dass der Mensch, wie es dann heißt, „von der Höhe dieses Tages in die Tiefe seines ersten Werktages hinunterschreiten darf.“⁶ „Woher des Wegs, Mensch?“ – so stellt sich in einfacher Form eine theologische Grundfrage. Vom Sabbat her, vom sich schöpferisch regenerierenden Anfänglichen her: von der „Einsetzung“, so Barth, „des in der Folge der Wochen immer wiederkehrenden, abschließenden, in Wahrheit immer neue Anfänge setzenden Sabbattages“.⁷

Die Glaubenden aber kommen von der Höhe des Sonntags her, von der Auferstehung Jesu Christi, von der vollbrachten Versöhnung – von der Höhe, in der sie zu Hause sind. Dadurch zeichnen sie sich aus, dass ihnen die Gnade genügt (2Kor 12,9). Sie brauchen nicht nach hohen Dingen zu trachten und sich selbst zu ermächtigen (Röm 12,16). „*In der Höhe zu Hause, finden sie weitere Erhöhungen lächerlich [...]*.“⁸

Möglich, dass gerade das spezifisch Hochgemute der Theologie Barths ihre Faszination ausmacht.

5 BARTH, KD III/2, 549.

6 BARTH, KD III/2, 550.

7 BARTH, KD III/2, 550.

8 P. SLOTERDIJK, *Der ästhetische Imperativ. Schriften zur Kunst*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Peter Weibel, Hamburg 2007, 305 (Hv. M.T.; dort natürlich in anderem Sinne).

B. Länderstudien

Hans-Anton Drewes

Barth in Übersetzung

„Ach, wenn man so in sein Archiv gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas, nur von weitem“, ... dann ist man unsicher, ob man die wichtigen Themen und den richtigen Ton wirklich treffen wird. Ich bin deshalb froh, dass meine Aufgabe hier am Anfang wohl in gewisser Weise mit dem Konzept von Edgar Varèses „Tuning up“ zu vergleichen ist – die Partitur ist gerade in Basel in einer Ausstellung zu sehen – : Varèse hat da komponiert, wie sich ein Orchester einspielt, und so erklingen verschiedene Ausschnitte und Fragmente aus den Werken, die für den Abend auf dem Programm stehen, die im folgenden also, nach dem „Tuning up“, noch einmal – in präziser Artikulation, im Zusammenhang und im Zusammenklang – zu hören sein werden. Ich vertraue darauf, dass es auch hier so sein wird: dass auf diese Weise die Themen und Motive, an die ich unvermeidlicherweise nur in etwas zufällig ausgewählten Bruchstücken erinnern kann, im Laufe dieser Tage noch zu vollständigerer Ausführung und Aufführung kommen.

I. Bemerkungen zur Sprache Karl Barths

Das Gleichnis aus dem Bereich der Musik führt uns sogleich zu einem wichtigen Aspekt des Themas: Fragen wir nach der Problematik der *Übersetzung* von Texten Karl Barths, so stellt sich ja zuvor die Frage nach der *Sprache* seiner Original-Texte. Zur Kennzeichnung seiner Sprache in ihrer Eigenart und in ihrer Schwierigkeit sind immer wieder Vergleiche aus der Musik herangezogen worden: zu Recht, denn sie erhellen wirklich Entscheidendes.

Am wichtigsten scheint mir Barths Geschmack für das *Tempo giusto*, für das der Aussage und der Sache gemäße *Metrum*, für den gedanklichen Rhythmus. Diese Gabe ist deshalb entscheidend, weil das vielfältig *Eine*, dem er Ausdruck geben, dem er Gehör verschaffen wollte, in einem willkürlichen *Tempo* – meist ist es ein unsachgemäß schnelles *Presto* – nicht mehr als das *Eine* in seiner Vielfalt wahrgenommen werden kann. Es gibt eben – um ein schönes *Dictum* eines Barth-Verehrers unter den Musikern

zu zitieren – keine „stenographische Umarmung“. Sergiu Celibidache, dem wir diese unwiderlegliche Feststellung verdanken,¹ hatte sicher auch darin recht, dass alle Faktoren einer Aufführung: Tempo, Dynamik, Phrasierung und Färbung des Tons auf *ein* Ziel abgestimmt werden müssen: Der Hörer muss die Vielfalt der Phänomene wahrnehmen können – deshalb darf das Tempo nicht zu schnell sein –, und er muss sie in der Wahrnehmung zur Einheit bringen können – darum darf das Tempo auch nicht zu langsam sein. Der Geschmack für das Tempo giusto, den Hans Urs von Balthasar an Barths Schriften rühmt,² ist genau diese Gabe, für die Bedingungen zu sorgen, unter denen jeder Gedanke in seiner Eigenart und in seinem Zusammenhang wahrgenommen werden kann. Sie drückt sich bei Barth am stärksten in den Begriffs-, in den Satz- und Absatzparallelen aus, die den Gedanken in mehrfacher Brechung in den jeweils nötigen Nuancen entfalten. Zu dieser Gabe gehört übrigens auch, dass Barth nicht nur für die Augen, sondern ebenso sehr für die Ohren schreibt – wie ja die allermeisten seiner Texte zunächst zum Hören und erst dann zum Lesen, und zwar ausdrücklich zu einem hörenden Lesen, bestimmt waren. Darum die Fülle der Hervorhebungen und der Ausrufzeichen, die gleichsam als Vortragszeichnungen das verständnisvolle Lesen ermöglichen und leiten sollen.

Als zweites ist die architektonische Kraft zu nennen, mit der Barth die Gedankenentwicklung im kleinen strukturieren, vor allem aber im großen zusammenfassen kann. Von Balthasar nennt z.B. die „Art Tripelfuge über Glaube, Gehorsam und Gebet, die die Vorsehungslehre beschließt“ und die „schlechthin meisterliche ‚Schlußfuge‘ über Judas und Paulus“ am Ende der Erwählungslehre.³ Ich denke im gleichen Band II/2 beispielsweise auch an die Architektur der parallelen Gedankenentwicklung in § 34, 2, 3 und 4, in der Barth dreimal – sozusagen in einer dreifachen Passacaglia über *ein* Grundthema – die doppelte Prädestination im Spiegel der einen erwählten Gemeinde auslegt (Das Gericht und das Erbarmen Gottes – Die gehörte und die geglaubte Verheißung Gottes – Der vergehende und der kommende Mensch).

Dieser dogmatischen Darlegung folgt bekanntlich jeweils die Auslegung von Römer 9, 10 und 11. In der Ordnung der Erkenntnis aber geht diese Exegese natürlich voran. Damit wäre ein drittes Kennzeichen der Texte Barths gegeben: Sie sind durchweg – um es noch einmal in einer musikalischen Metapher zu sagen – Variationen über durch die Heilige Schrift vorgegebene Themen und Motive. Daraus erst ergibt sich m.E., dass Barths

1 S. Celibidache in: S. PIENDL/TH. OTTO (Hg.), Stenographische Umarmung. Sergiu Celibidache beim Wort genommen, Regensburg 2002, 39.

2 H.U. VON BALTHASAR, Karl Barth. Darstellung und Deutung seiner Theologie, Köln 1962, 36.

3 VON BALTHASAR, Barth, 38.

Theologie im ganzen in der Tat als „einheitliches [...] Variationsgefüge über ein einziges Thema“ erscheint: „Gottes Freiheit für den Menschen ist das Sein Jesu Christi“. Wir verdanken diese außerordentlich erhellende Formulierung Gerhard Gloege,⁴ der von 1946 bis 1961 in Jena Dogmatik lehrte.

Mit der Beziehung auf die Heilige Schrift ist schon ein viertes Kennzeichen der Texte Barths gegeben: Sie leben in strenger *Sachlichkeit* aus der Hingabe an das Urwort der Heiligen Schrift, das in immer neuen Randtexten zur Sprache und zur Geltung zu bringen ist, die um diese Mitte herum geschrieben, auf diese Mitte hin gesprochen werden. Diese Sachlichkeit gegenüber einem Text könnte wohl zu einem unlebendigen „Objektivismus“ degenerieren, wenn die Sache in der Heiligen Schrift, wenn ihr Gegenstand, ihr Subjekt nicht der in Freiheit und Liebe lebendige Gott wäre. Vor ihm meint Sachlichkeit das Wagnis von Glaube und Gehorsam – auch im Denken, auch in der Sprache –, und so schließt Sachlichkeit hier die leidenschaftliche Ergriffenheit durch die Sache ein. „Diese Einheit von Leidenschaft und Sachlichkeit ist der Grund der Schönheit der barthschen Theologie“, hat von Balhasar treffend resümiert.⁵

Aus dieser leidenschaftlichen Sachlichkeit leitet sich noch ein weiteres Kennzeichen der Sprache Barths ab: ihr beharrlicher Zug zum *Konkreten*. Nicht nur, dass Barths Denken immer den Anfang beim *concretum*, beim *concretissimum* sucht, das als solches das universale sein muss. Auch seine Formulierungen, sein argumentativer Appell entspricht stets dieser Richtung auf das Konkrete. Ich denke z.B. daran, wie Barth von der „Knechtschaft der Verweslichkeit“ (Röm 8,21) spricht, „in der sich von der Mikrobe bis zum Saurier und bis zum theologischen Schulhaupt *alles* Geschaffene befindet“.⁶ Oder – wieder ein Zitat aus dem zweiten Römerbrief: „Menschenleid, Menschenschuld, Menschenschicksal, wie sie sich unaufhörlich finster offenbaren in dem höchst fragwürdigen Gesicht, in der höchst fragwürdigen Lebensgeschichte *jedes* Einzelnen, im Wahnsinn unsrer Städte und im Stumpfsinn unsrer Dörfer, in der banalen Gewalt unsrer primitivsten Lebensbedürfnisse und in der ideologischen Weltfremdheit unsres Wissens und Gewissens“ usw.⁷ Oder: „Das Leben des Menschen in dieser Zeit, die nicht Ewigkeit ist und doch Ewigkeit ungeboren in sich trägt, es ist vom Leiden überschattet wie von einem dunklen Mantel, wie von einem gezückten Schwert, wie von einer überhängenden Wand.“⁸ Konkretion, die sich der individuellen Verifikation öffnet, Konkretion also, in der sich Hörerin und Leser je in ihrer Indi-

4 G. GLOEGE, Art. Barth, Karl, RGG³ (1957) I, 894–898, 897.

5 VON BALTHASAR, Barth, 36.

6 K. BARTH, Der Römerbrief (1922), 24.–25. Tausend, Zürich 1967, 292.

7 BARTH, Römerbrief, 283.

8 BARTH, Römerbrief, 285.

vidualität finden können – das scheint mir fast die wichtigste Auszeichnung der Texte Barths zu sein.

Sie sind übrigens auch noch in einem anderen Sinne konkret: sie sind ausdrücklich Texte eines *Schweizers*, der über alle Nuancen des Grimmischen Wörterbuchs mit der wachen Phantasie verfügt, wie sie von jeher Schweizer Literaten ausgezeichnet hat, der aber darüber hinaus auch Helvetismen in ihrer besonderen Aussagekraft einsetzt – ich erinnere nur an das transitiv gebrauchte Verbum „sein“ (Das „Sich selber sein Gottes“⁹). Dazu gehört schließlich noch, dass Barth auch in seinen deutschen Jahren immer mit einem sehr besonderen – einem auch in Schweizer Ohren sehr besonderen – Schweizer Akzent gesprochen hat.

II. Bemerkungen zur Barthübersetzung und Barthrezeption

Ein Autor, eine Sprache, die einer ungemein beziehungsreichen Partitur gleicht mit horizontal wie vertikal ungewöhnlichen Dimensionen, zu der überdies noch einige regionale Spezialinstrumente zählen – für die Verbreitung dieses Werkes in anderen Sprachen und Kulturen scheint das eine ungünstige Ausgangslage. Und doch hat sich dieses Werk in wenigen Jahrzehnten in fast allen großen europäischen Sprachen Gehör verschafft. Eine Momentaufnahme aus der frühen Rezeptionsgeschichte bietet ein Brief Emil Brunners an Karl Barth aus dem Jahre 1925:

Unsere Theologie hat nun auch das Inselreich von Großbritannien betreten. Der bedeutendste Systematiker dorten, Mackintosh in Edinburgh, hat eine recht anständige, obschon nur sehr mäßig einsichtige Besprechung meines Schleiermacherbuchs [...] erscheinen lassen. [...] Etwas anders steht es mit den Ungarn, die sich sehr intensiv mit uns beschäftigen. Nur habe ich den Verdacht, daß wir ihnen gelegen kommen zur Stärkung ihres dogmatisch-kirchlichen orthodoxen Traditionalismus. [...] In einer ähnlichen Unsicherheit bin ich den Holländern gegenüber, die sich für uns sehr stark interessieren. [...] In Zürich haben wir auch einen Tschechen, etliche Österreicher und Siebenbürger, so daß also die gute alte Bullingertradition wieder aufgenommen zu sein scheint. Nach Amerika sind wir bisher noch nicht gebracht worden [...]. Doch steht mir fest, dass es in Kurzem auch dort losgehen wird, wenn die Yankees auch gegenwärtig wirklich unsere Antipoden sind. Mit China habe ich leider nur wenig Beziehungen.¹⁰

9 BARTH, KD I/1, 456.

10 Brief vom 10.3.1925, in: K. BARTH, E. BRUNNER, Briefwechsel 1916–1966, hg. von der Karl Barth-Forschungsstelle an der Universität Göttingen (Leitung Eberhard Busch), Karl Barth-Gesamtausgabe, Abt. V, Zürich 2000, 110f.

Die muntere Schilderung, zu der Sie sich die maliziösen Anstreichungen Barths hinzudenken müssen, zeigt die Radien, in denen sich die „Schweizer Gruppe“, wie Mackintosh sie nannte, schon ausgebreitet hatte. Sie deutet aber auch schon auf zwei Probleme hin, die diese Ausbreitung immer begleitet haben. Zum einen: Die Vermittlung Barths geschah teilweise durch Freunde, die seinem Denken mehr oder weniger nahe standen. „Ich scheine also so ungefähr die Rolle eines Schäferhundes von Karl Barth zu spielen, was auch ein nützlicher Beruf ist“, schreibt Brunner im gleichen Brief.¹¹ Edwyn Hoskyns, der Übersetzer des Römerbriefs, warnte Barth: „nearly everyone who talks about you in England, does so as a result of reading Brunner’s books“, so dass Barth dann seine angelsächsischen Leser nachdrücklich bat, „not to look at me simply through the spectacles of Emil Brunner, not to conform me to his pattern, and, above all, not to think of me as a representative of a particular Theological school“¹².

Zum andern gab es natürlich auch den umgekehrten Fall – Brunner deutet ihn im Zusammenhang mit Ungarn an –, dass nämlich Barth und seine Freunde von einer Richtung in Kirche und Theologie eines anderen Landes in Anspruch genommen und mit entsprechenden, wieder nicht unbedingt authentischen Absichten und Akzenten dort auf den Plan geführt wurden. In den zwanziger Jahren hat z.B. in den Niederlanden der integrale Calvinismus in Barths Theologie eine willkommene Verstärkung der Front gegen einen radikalen biblischen Realismus rechts und einen metaphysischen Realismus links gesehen – und entsprechend in seiner Rezeption die „Sprengelmente“, die in Barths Schriften ja eigentlich nicht zu übersehen waren, tunlichst in den Hintergrund gerückt. Noch lebhafter scheint etwa gleichzeitig – um noch ein anderes Beispiel zu nennen – die Diskussion um Barth in Dänemark zum Element einer schon länger schwelenden innerdänischen Auseinandersetzung geworden zu sein.

Viel umfassender und grundsätzlicher jedoch als diese beiden Faktoren betraf die Rezeption von Barths Theologie der Gestaltwandel, dem sie in dem Vorgang der Übersetzung in fremde Sprachen unterlag: 1918 erschien die erste Übersetzung in den Niederlanden (Der Pfarrer, der es den Leuten recht macht), 1926 die erste ins Ungarische und ins Englische, 1930 die erste in Dänemark, 1932 in Frankreich, 1933 in Italien und der Tschechoslowakei. Arbeiten *über* Barth erschienen 1919 auf holländisch und französisch, 1926 auf italienisch, dänisch und englisch, 1927 auf norwegisch usw. Die fortschreitende Beachtung in ganz Europa ist daran deutlich abzulesen.

11 Brief vom 10.3.1925, 113.

12 K. BARTH, *The Epistle to the Romans*, translated from the sixth edition by Edwyn C. Hoskyns, London 1933, VII.

Was bedeutete es aber in der Sache, dass und wie z.B. der Römerbrief 1933 durch Edwin C.Hoskyns „in an English dress“ präsentiert wurde? Hoskyns erklärte sich einerseits außerstande, „to produce a translation worthy of the dignified language of English divinity“, ebenso aber auch, „to transform it into properly explosive English“. Neben der aufgewühlt-expressionistischen Sprache des „Römerbriefs“, die den Übersetzer vor eine fast unlösbare Aufgabe stellt, nennt Hoskyns vor allem noch eine Schwierigkeit, vor die auch die späteren Schriften unverändert stellen: Barths außerordentliche kritische Sensibilität für alle möglichen Denkrichtungen und geistigen Strömungen, die sich in einem Reichtum an Zitaten, aber auch an deutlichen und weniger deutlichen Anspielungen ausdrückt, den keine Übersetzung einfangen kann.

Formal die schwerste Herausforderung und die größte Leistung des Übersetzers liegt wohl in Barths Syntax – hier der gestochene Staccato-Satz, dort das in immer neuen Parallelen weit ausschwingende Satz-Band. Ein Beispiel für das erste: Von dem Wort, das „aus Gnade“ an Abraham gerichtet ist, sagt Barth: „Es ist der Schnitt, der, senkrecht von oben, durch alle menschlichen Zusammenhänge hindurchgeht, ihrer aller Begründung, indem er ihrer aller Aufhebung ist: ihr Zusammenhang in Gott.“¹³ Hoskyns gibt das menschenfreundlich in zwei Sätzen wieder: „It cuts down vertically, from above, through every particular human status. Through the emergence of that status which men have in God, every human status is established by dissolution.“¹⁴ Das ist übersichtlicher – und klingt jedenfalls eindeutiger als der vieldeutig funkelnde Satz Barths.

Solche Vereindeutigung, man mag auch sagen: solche Verengung ergibt sich notwendig ja auch schon aus semantischen Gründen, weil sich in der anderen Sprache nicht immer ein Äquivalent mit annähernd gleichen Bedeutungsfeldern und Konnotationen findet. Die Hegelsche „Aufhebung“ ist dafür das klassische Beispiel. Die Schwierigkeiten sind vergleichbar, vor die Barths Begriff „das Nichtige“ – ein Grundbegriff in § 50 der Kirchlichen Dogmatik – stellt. Wie groß wären sie erst geworden, wenn Barth den schwäbischen Ausdruck „Nunz“ schon bei der Arbeit an der Vorsehungslehre gekannt hätte: „„Gott und das Nunz‘ hätte dann alle Rekorde geschlagen“, schrieb Barth mit übermütigem Bedauern an Hermann Diem. „Das Nunz“ wäre freilich noch weniger übersetzbar als „das Nichtige“. Der englische Übersetzer, R.J.Ehrlich, und die Herausgeber, G.W.Bromiley und T.F.Torrance, entschieden sich schließlich – nachdem sie das lateinische „nihil“ neben „the null“, „the negative“ oder „the non-existent“ länger erwogen hatten – für „nothingness“, indes mit der Verstehensanweisung,

13 BARTH, Römerbrief, 115.

14 BARTH, Epistle to the Romans, 139.

dass das Wort nicht „in its more common and abstract way“ verwendet sei, „but in the secondary sense, to be filled out from Barth’s own definitions and delimitations, of ,that which is not.“¹⁵ Ähnlich verfährt Fernand Ryser in der französischen Ausgabe. Er übersetzt „das Nichtige“ mit „le néant“ und erklärt in einer Anmerkung: „En allemand: *das Nichtige*, qui implique l’idée de nocivité, de nuisance, de puissance négative, mais active.“¹⁶ Auch der italienische Übersetzer des § 50, Roberto Celada Ballanti,¹⁷ kommt mangels eines adäquaten Äquivalents nicht umhin, für „das Nichtige“ „il Niente“ einzusetzen, um dann aber in einem ausführlichen Nachwort Hinweise zum Verständnis des „ontologisch-axiologischen“ Begriffs des Nichtigen bzw. der Nichtigkeit zu geben. Er versucht so den Missverständnissen zu steuern, die die Übersetzung nicht vermeiden kann, weil die Ausdrucksmöglichkeiten der einen sich mit denen der anderen Sprache nicht vollständig decken. Der „traduttore“ wird insofern unumgänglich zum „traditore“, selbst wenn dem Verlust an semantischer Polyvalenz ein Gewinn an Eindeutigkeit des Verständnisses gegenübersteht. Denn das eindeutigeren Verständnis ist zunächst einmal das des Übersetzers, nicht notwendigerweise auch das des Autors. Und jedenfalls tritt es im Vergleich zur Originalsprache für die Leser der Übersetzung aus einer veränderten – im Falle von „nothingness“, „néant“ und „niente“ auch aus einer verminderten! – Phänomenvielfalt heraus: nicht mehr aus der gleichen Bewegung der Sprache und der Sache.

Im Falle der englischen Übersetzung des Römerbriefes ergeben sich Verindeutigungen dieser Art übrigens auch deshalb unvermeidlich, weil Hoskyns die Schwierigkeiten der Sprache und des Gedankens weitgehend ohne das Hilfsmittel der *Hervorhebungen* bewältigen muss, das Barth so exzessiv gebraucht – denn: „the use of a different type is hardly legitimate in an English book“. Schon auf der semantischen Ebene muss sich indes die Aussage ohne das Mittel der Hervorhebung verändern. Oder ist „Direkte Mitteilung von Gott ist keine Mitteilung von *Gott*“ wirklich dasselbe wie „Direct communication from God is no divine communication“?¹⁸ An manchen Stellen jedoch muss Hoskyns dann doch kapitulieren und seine Zuflucht zur Hervorhebung durch Kapitälchen nehmen – so z.B. bei der Auslegung von Römer 6,19: „Ich bin ja als neuer Mensch nicht nur der, *der ich nicht bin*, sondern *ich bin* auch der, der ich nicht bin“.¹⁹ Jedenfalls an solchen Stellen ist mit den Hervorhebungen – „legitimate“ oder nicht – die Gedankenlinie Barths, die immer dem messerscharfen Grat zwischen Ja und Nein zu folgen sucht, wahrscheinlich getreuer nachgezeichnet als mit noch

15 BARTH, Church Dogmatics, Volume III, Part Three, Edinburgh 1960, 289, Anm. 1.

16 BARTH, Dogmatique, III/3, 2, Genève 1963, 1, Anm. 1.

17 BARTH, Dio e il Niente [KD § 50], a cura di R. C. Ballanti, Brescia 2000.

18 BARTH, Römerbrief, 298; BARTH, Epistle to the Romans, 314.

19 BARTH, Römerbrief, 204; BARTH, Epistle to the Romans, 222.

Was wird aus den Gedanken Karl Barths, wenn sie übersetzt werden – ins Englische, ins Französische, ins Ungarische? Das theologische Denken Barths strahlt aus nicht nur in den deutschen Sprachraum, sondern auch in die Theologie vieler europäischer Länder. Lassen sich die Rezeptionsprozesse im Einzelnen beschreiben?

Internationale Beiträge widmen sich der Frage, welcher Gewinn an interpretativem Reichtum erzielt wird oder welche Verluste in Kauf zu nehmen sind, wenn Barths Texte in Kontexten anderer Sprachräume und anderer Konfessionen zu stehen kommen. Die ungewöhnliche Strahlkraft, die das Denken Karl Barths besaß, lässt sich vielleicht an einzelnen Momenten seiner Theologie wie der Deutlichkeit oder der Aufgeschlossenheit festmachen.

Die Herausgeber

Dr. theol. Martin Leiner ist Professor für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik an der Universität Jena.

Dr. theol. Michael Trowitzsch ist Professor für Systematische Theologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

ISBN 978-3-525-56964-1



9 783525 569641

www.v-r.de